

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 8

Artikel: Beiträge zur neueren schweizerischen Literaturgeschichte

Autor: Spitteler, Karl / Schmid, F.O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie locken zum Lager ihr lächelndes Kind,
 Und du sinnst in die Schimmernde Ferne.
 Wo die Wiege gestanden, in Wald und Wind,
 Wo die Lüfte reiner und leichter lind,
 Da weilst du, Waldfraute, so gerne.

Karl Henckell.



Beiträge zur neueren Schweizerischen Literaturgeschichte.

II. Karl Spitteler.

Worerst ein Beispiel: Auf dem Grunde eines tiefen Wassers liegt ein kostbarer Schatz. Der Strom der lauten Welt treibt an ihm vorbei, aber gedankenlos gleiten die Augen über die Oberfläche hinweg und niemand sieht ihn. Warum? Er liegt ja in der Tiefe! Wenn aber der freche Tag verstummt ist und langsam die Stille der Nacht auf die müden Fluren heruntersinkt, kommen scheu und verstohlen einzelne Menschen an das Ufer des Sees, jene Menschen, die die Schönheit der Welt nicht an der Oberfläche suchen, und schauen mit glanzerfüllten Augen hinab in die schweigende Tiefe, aus der das wunderbare Leuchten des Kleinods heraufflutet und ihre Seele mit Licht und Schönheit erfüllt. Und einer sagt es dem andern und nun kommen immer mehr und hinter ihnen die große Menge, die die Mode ausmacht, mit ihrer platten verständnislosen Bewunderung, nun kommen auch Hinz und Kunz und Stöffel und Töffel, die früher am längsten geschwiegen und am wenigsten gesehen hatten und schreien nun am lautesten ihr geschwätziges Lob von dem Schatz, den sie schon längst entdeckt haben wollen, in die Welt und profanieren ihn durch ihre Zudringlichkeit.

So ging es auch mit Karl Spittelers Werken und seiner dichterischen Persönlichkeit. Die Frage, warum er, der doch gewiß einer der größten unter den lebenden Poeten ist, nicht eher weitem Kreisen bekannt

wurde, warum selbst die meisten Kritiker und Litterarhistoriker, die doch sonst alles wissen, über ein Vierteljahrhundert an ihm vorübergingen, ist leicht zu beantworten. Spittellers Kunst ist in den Werken, die in erster Linie seine Bedeutung ausmachen, etwas Neues, etwas auf sich selbst Beruhendes, Konkretes und nicht von tausend gang und gäben Begriffen und Formeln Abgezogenes. Die große Welt aber liebt das Neue nicht, sie trollt am liebsten mit dem gemächlichen Strom des Bestehenden und Eingewurzelten weiter, neue Ideen müssen ihr zunächst aufgezwungen werden, bis sie sich bequem, sie in ihren geistigen Besitz aufzunehmen. Aber gerade auch den Kritikern und Litterarhistorikern, die der Welt dieses Neue hätten klarlegen und aufzwingen können, den eigentlichen Vermittlern zwischen den geistig Produzierenden und den geistig Genießenden, war Spittellers Art und Weise des künstlerischen Schaffens nicht genehm. Sie konnten bei ihm eben nicht einfach klassifizieren und katalogisieren nach alter braver Gewohnheit, er wollte nicht passen auf die wohl-ingeschachtelten und verwahrten Schablonen und Begriffe und deshalb ließen sie ihn mit einem Achselzucken links liegen oder schrien sogar ein höhnisches Seht welch ein Mensch! in die Welt. Es ist in bezug auf das künstlerische Urteil ja leider so wie Alfred Lichtwark, der bekannte Hamburger Ästhetiker, über dieses Urteil im neunzehnten Jahrhundert sagt: „Es wird sich an ihm wie an einem Experiment nachweisen lassen, daß die Fähigkeit des originellen Urteils ebenso selten vorhanden ist, wie die Gabe der originellen Produktion, und daß in der Regel nicht einmal Klarheit über das Wesen des Urteils in künstlerischen Dingen herrscht. Man pflegt zu meinen, daß in der Anwendung von Erfahrungen und Regeln, die aus den schon vorhandenen Kunstwerken gewonnen sind, erst die werdende oder eben neu gewordene Kunst bestehe. In Wirklichkeit lassen sich die allermeisten fehlerhaften Urteile darauf zurückführen, daß vom Neuen eine Wiederholung des Alten erwartet wird.“

Nun, Spitteler mag sich trösten. So wie ihm, ist es noch fast jedem wahrhaft Großen gegangen, so ging es, ganz abgesehen von den eigentlichen Klassikern, Kleist, Hebbel, Ludwig, Wagner, Böcklin, Keller und andern. Allerdings eine kleine, aber leider unter der großen Menge von Andersdenkenden fast verschwindende Zahl von Kritikern und Freunden ist immer tapfer für ihn eingetreten. Neben J. B. Widmann, wohl seinem eifrigsten und unermüdlichsten Verkünder, haben u. a. schon C. F. Meyer, Friedrich Nietzsche und namentlich auch Gottfried Keller das große Talent Spittellers erkannt und gewürdigt. Gottfried Keller schrieb an Widmann jenen bekannten Brief, in dem er von „Prometheus und Epimetheus“, dem Erstlingswerk des damals allerdings schon vierzigjährigen Poeten unter anderem sagt, „das Buch sei von vorn bis hinten voll der erlesensten Schönheiten.“

Im Jahr 1904 erschien dann die Broschüre des bedeutenden Musikers und Komponisten Felix Weingartner: „Ein künstlerisches Erlebnis“, die in hohen Tönen das Lob des Schweizer Dichters singt. Ebenso haben der „Kunstwart“, dessen Mitarbeiter Spitteler seit sieben Jahren ist und nicht zum wenigsten auch sein Hauptverleger, Eugen Diederichs in Leipzig, große Verdienste um das allmähliche Bekanntwerden dieses Großen im Reiche der Geister. Sehr viel hat dann hiezu auch der ihm im Jahre 1905 für den „Olympischen Frühling“ verliehene Bauernfeldpreis beigetragen.

Wenn man nach dem Gesagten in der nun folgenden Besprechung der einzelnen Werke Spittelers einen in den höchsten Tönen der Bewunderung schwimmenden Dithyrambus erwartet, so wird man sich getäuscht sehen. Wie jeder andere, auch die Größten nicht ausgenommen, hat Spitteler Vorzügliches, Gutes und weniger Gutes geschaffen und Pflicht des Kritikers ist es, hier eine reinliche Scheidung vorzunehmen. Aus dem Vorwiegen des einen oder andern ergibt sich ja dann von selbst der Wert der künstlerischen Gesamtpersönlichkeit, so wie sie sich im Intellekt des betreffenden Beurteilers spiegelt, und auf die es ja in erster Linie ankommt. Friedrich Heibel hat da einmal am Schlusse einer ziemlich absprechenden Kritik des Kleistschen „Rätchen von Heilbronn“ ein tapferes Wort gesprochen, das ich auch der Besprechung von Spittelers Werken zugrunde legen möchte und das heißt:

„Vielleicht sollte ich diesem verneinenden Urteil über das einzelne Stück einen Panegyrikus auf den Verfasser zu meiner Verwahrung beifügen. Aber es gibt Geister von solcher Bedeutung, daß nur die Unverschämtheit oder Dummheit sie zu loben wagt, Namen, die jedes ganz gehorsamste Adjektiv, das sich ihnen mit Räucherfaß und Fliegenwedel zur Seite stellen wollte, verzehren würden, wie das Feuer den Kranz, wenn jemand die Abgeschmacktheit beginge, ihm einen aufzusetzen... Ich werde nie zum Frühling sagen: Verzeihen Sie, Sie haben dort ein welkes Blatt! Oder zum Herbst: Nehmen Sie es ja nicht übel, aber dieser Apfel ist nur zur Hälfte rot!“

Natürlich will das nicht besagen, daß das Lob an richtiger Stelle und in richtigem Verhältnis zum Wert des Werkes nicht erlaubt sei. Es soll nur Verwahrung einlegen gegen jene einseitige und kritiklose Verhimmelung, die gerade bei plötzlich berühmt gewordenen Menschen so sehr geübt wird.

Spittelers Werke zerfallen in drei sich allerdings hin und wieder mit den Grenzen eng berührende Hauptgruppen: die Prosawerke „Friedli der Kolderi“, „Gustav. Ein Idyll“, „Konrad der Leutnant“, „Imago“ und „Lachende Wahrheiten“, die Lyrisch-epischen Bände „Schmetterlinge“, „Literarische Gleichnisse“, „Balladen“ und „Glocken-

lieder“; dann die großen kosmisch-mythologischen Dichtungen „Extramundane“, „Prometheus und Epimetheus“ und „Olympischer Frühling“.

„Friedli der Kolderi“ (Verlag von Albert Müller, Zürich) enthält neben mehreren feuilletonistischen Skizzen, von denen namentlich die erste einen etwas lehrhaften Charakter trägt, und zwei Märchen, die Titelerzählung. „Eine Studie“ nennt sie der Verfasser, er hätte hinzufügen können „aus dem schweizerischen Volksleben“. Ohne mehr zu sein als eine Studie, gibt sie denn auch wirklich einen prächtig abgerundeten Ausschnitt aus dem schweizerischen Bauernleben, ein Stück Heimgeschichte, in der die Hauptpersonen trefflich gesehen und charakterisiert sind.

Schon bedeutend höher im Wert steht dann das geradezu köstliche Idyll „Gustav“ (Verlag von Albert Müller, Zürich). Diese Geschichte von dem Spenglersohn, der im Examen durchfällt, weil er eben das Zeug zu einem bedeutenden Musiker und nicht zu einem Mediziner hat, von seinen braven, aber etwas engen Eltern, dem jovialen Pfarrherrn und seinen sieben fröhlichen Töchtern, von deren schöner Freundin Ida und der Liebe zwischen ihr und Gustav, ist das Liebenswerteste, was der Dichter je geschrieben hat. Es ist wirklich ein Idyll im vollen Sinn des Wortes, eine Geschichte so voll Sonnenschein und heimatlicher Traulichkeit, daß man das Büchlein sofort lieb gewinnt. Kein herber Mißton stört den gleichmäßigen, klaren Fluß der Erzählung, das Ganze ist von einem wunderbaren Schimmer traumhaften Seelenlebens und ruhvoller Wirklichkeit umgeben, die jeweilige Stimmung ist mit großer Kunst herausgearbeitet, so daß man in jedem Moment in der Erzählung voll aufgeht und sie miterlebt.

In „Konrad der Leutnant“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig) wird der Gegensatz zwischen alt und jung zum Objekt der dichterischen Darstellung gemacht, zwischen dem betagten Pfauenwirt zu Herrlisdorf und seinem Sohne Konrad. An diesem Gegensatz geht der letztere zugrunde, allerdings mehr durch einen rein äußerlichen Umstand, als an den aus diesem Gegensatz mit zwingender Notwendigkeit resultierenden Verhältnissen. Mit diesem Werk, das durchaus schweizerischer Heimaterde entspringt, begibt sich Spitteler auf den Boden des poetischen Realismus, der hier bei ihm schon stark den Naturalismus streift. Er selbst bezeichnet die Erzählung als „Eine Darstellung“ und versteht darunter „eine besondere Kunstform der Prosaerzählung mit eigenartigem Ziel und mit besonderen Stilgesetzen, welche diesem Ziel als Mittel dienen. Das Ziel heißt: denkbar innigstes Miterleben der Handlung. Die Mittel dazu lauten: Einheit der Person, Einheit der Perspektive, Stetigkeit des zeitlichen Fortschrittes. Also diejenigen Gesetze, unter welchen wir in der Wirklichkeit leben.“

Ob diese „Darstellung“ eine besondere Kunstform bedeutet, darüber ließe sich mit dem Dichter wohl noch streiten, das gesetzte Ziel aber hat Spitteler unzweifelhaft erreicht. Im einzelnen wäre zwar manches auszusagen. Die handelnden Personen sprechen vielfach nicht wie Schweizerbauern, sondern wie Bücher. So sagt z. B. eine der im Pfauen aufwartenden Kellnerinnen zu einer andern beim Lösen eines Rätsels: „Bertha, du bist unlogisch. Denn erstens geht Benedikt nicht, sondern stolpert; zweitens, wenn es kein Huhn ist, so kann es doch kein Mann sein, denn sonst wäre es ja kein Hahn. Drittens könnte man bei Benedikt unmöglich fragen, warum!? Man braucht ihn ja bloß anzusehen, um zu wissen warum. Sondern Brigitte, weil sie eine Gans ist.“

Das könnte ungefähr ein Professor gesagt haben, aber kein Bauernmädchen. Dann ist trotz der Geschlossenheit der Handlung und der knappen, straffen Entwicklung der Geschehnisse noch vieles sprunghaft und psychologisch unausgeglichen in diesem Buch. Und doch übt das Ganze eine starke, ja fast mächtige Wirkung aus, doch ist, wie bei jedem echten Kunstwerk, der Eindruck durch die Totalität vorhanden. Man nimmt das Buch zur Hand, wird seltsam gefesselt und legt es nicht wieder weg, bis man die letzte Seite umgewendet hat. Woher kommt nun das? Ich glaube, Spitteler sieht nur die großen Vorgänge und Zusammenhänge, bei ihm geht alles aufs Typische, auf die großen Züge und deshalb vernachlässigt er — bewußt oder unbewußt — die kleinen verbindenden Glieder und psychologischen Detaillierungen.

Das zeigt sich denn auch wieder sehr ausgeprägt in dem zweiten größeren Prosawerk Spittelers, in dem erst kürzlich erschienenen „Imago“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Auch da ist fast alles Psychologische, wo es sich nicht auf die Analyse der eigenen Seele beschränkt, merkwürdig vernachlässigt und doch stimmt auch hier wiederum das Ganze, auch da wird ein starker Eindruck ausgelöst. Alles darin ist voll tiefster Empfindung, alles trägt den Stempel des innern Erlebnisses und des innern Durcharbeitens an der Stirn.

Das Buch ist die Geschichte einer Liebe, eine Art Autobiographie. Der Held, ein bedeutender Dichter, liebt ein Weib, das er seinerzeit als Jungfrau kennen lernte und das er sich in geistiger Zuneigung verbunden wähnt. Diese Frau ist, wie er sie wieder sieht, verheiratet, aber er liebt sie trotzdem mit seiner ganzen Seele, ihren Mann betrachtet er nur als seinen Statthalter, dem wohl ihr Leib gehöre, aber nichts weiter. In seiner Vorstellung ist sie noch immer das angebetete, geistig hochstehende Wesen, seine „Imago“. Er sucht sich ihr mit allen möglichen Mitteln zu nähern und kommt auch mit ihr in Berührung. Da sie aber in Wirklichkeit nur eines der gewöhnlichen Duzendweiber ist und wie ihre Umgebung dem Durchschnitt entspringt, er aber ein

Adelsmensch, der zu stolz ist, der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit Konzessionen zu machen, gerät er in die größten Widersprüche mit seiner und ihrer Umgebung und in die tiefsten seelischen Konflikte mit sich selbst. Er sieht, daß sein Ideal nicht ist, was er sich unter ihm in seinen Träumen vorgestellt hat, daß sie ihn nicht einmal liebt, daß sie kleinlich und geschwächlich ist, und doch kann er sich nicht von ihr lösen, doch vermag der Verstand nicht über das Herz zu siegen:

„So unterhielt er sich mit der Vernunft über den Fall. Deswegen wurde ihm nicht um den geringsten Grad besser; im Gegenteil. Es ging ihm wie mit den Zahnschmerzen; je mehr man daran denkt, desto ärger wird es; und wenn man versucht, nicht daran zu denken, so zwingt einen der Schmerz, an den Schmerz zu denken. Wohin sollte er aber auch seine Gedanken retten, daß sie nicht den Schmerz vorfänden? Ob er jenseits des gestirnten Himmels in die Religion, ob er in den strahlenden Schöpfungsäther der Poesie flüchtete, immer stieß er auf seine Verdammnis, immer begegnete er diesem einen unseligen lieben Menschengesicht, das ihn überall hin verfolgte, um ihn von überall her mit seinem schönen kalten Blick zu vernichten.

O ihr Gedankenlosen, die ihr über das Leid unerwidelter Liebe lächelt! Nehmt, eine Mutter sähe ihr verstorbenes Kind, ihr einziges, aus dem Grabe steigen, lieblich und schön, von Himmelsglanz verklärt; sehnsuchtschreiend stürzte sie ihm entgegen; das Kind jedoch kehrte sich von ihr ab, fremden Blickes, mit verächtlichem Lippenrumpfen: „Was will mir die dort?“ Würdet ihr da lächeln? Genau so war ihm zumute; das teuerste Stück seiner selbst aus ihm herausgerissen, gesondert umherwandelnd und ihn verleugnend. Und das tat so grausam, so unendlich weh, daß er manchmal meinte, es dürfe einfach nicht sein, weil er es nicht ertragen könne.“

Dieses Buch ist das Lied eines jener Menschen, die verdammt sind, mit einer starken Sehnsucht nach einer hohen Liebe im Herzen, einsam auf der Menschheit Höhen zu wandeln, weil sie diese hohe Liebe nicht finden können oder manchmal auch nicht — zu finden wissen. Denn ihre meistens zu stark nach innen gerichtete Seele verschmährt hier, namentlich geistvollen Frauen gegenüber, alle äußerlichen Dinge, alles zur Schau-Tragen der heiligsten Gefühle, alle Huldigungen und Komplimente, für die die Frauen nun einmal fast durchwegs eine große Schwäche haben. Deswegen werden sie in dieser Beziehung oft vom größten Hohlkopf übertrumpft.

Der Essayband „Lachende Wahrheiten“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig) hinterläßt einen gemischten Eindruck. Neben teilweise geradezu glänzend geschriebenen Abhandlungen über die verschiedensten Kunstfragen, begegnen wir langfädigen Erörterungen von allerlei Gleichgültigkeiten. So z. B. ob ein Schriftsteller einer Mutter, Verwandten oder sonst irgendwem Bücher zueignen solle oder nicht, oder ob die Bezeichnung „Altmeister Goethe“, „Altvater Homer“ erlaubt sei. Es tut mir immer in tiefster Seele weh, wenn ein so bedeutender Geist wie Spitteler sich mit solchen Banalitäten beschäftigt. Er überlasse dies

doch den Leuten, die nichts besseres zu tun vermögen, und denen es Bedürfnis ist, die Welt vom Krähwinklerstandpunkt aus zu schulmeistern. Solche Sachen mögen ja gut sein als Feuilleton in einer Tageszeitung, wiewohl man sie selbst dort nicht gern sehen würde. Hier aber, in diesem Bande vereinigt und mit Spittellers Name als Deckblatt, bekommen sie eine ganz andere Bedeutung.

Von den Lyrisch-epischen Werken erschien zuerst der Gedichtband „Schmetterlinge“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Diese Gedichte sind nicht Lyrik im eigentlichen Sinn des Wortes, wiewohl diese in spezifischer Form darin nicht fehlt. Aber jenes vollständige Gesättigtsein von einer tieflyrischen Stimmung, jenes alle Schranken durchbrechende, aus dem innersten Herzen herauschluchzende und herauszitternde Gefühl, jene Wiedergabe der feinsten und bis in die letzten Nervenfasern gehenden Empfindungen, ist bei Spitteler selten vorhanden. Bei ihm steht neben dem Gefühl immer noch der kühle klare Gedanke eines überlegenen Verstandes, immer kommt noch der geborene Epiker zum Ausdruck. Dafür erheben sich aber seine Gedanken zu einer Höhe, beweist er eine Größe der Gestaltungskraft und der schöpferischen Phantasie, die oft etwas Überwältigendes hat. Dies zeigt sich namentlich in den „Balladen“ (Verlag von Albert Müller, Zürich), die voll Farbe und Leben, voll Abwechslung in den angeschlagenen Tönen und voll überraschender Bilder und Ideen sind.

Der falsche Bel.

Der König sprach zu Ben Hadad,
dem Herrn von Niniveh:
„Zweihunderttausend Memmen sind's
vom Wirbel bis zur Zeh!
Auf Dir ruht meine Zuversicht,
Du wagst's, Du wirst im Sturm
Die Fahne mit beherzter Faust
pflanzen auf Tyrus' Turm.“
Mit diesen Worten reicht' er ihm
den goldnen Götzen Bel.
„O König, Deine Zuversicht,
sie geht bei mir nicht fehl.“

Es sprach's der tapfere Ben Hadad,
erhob das Götterbild,
Und hüzig stürmten hinter ihm
die Syrer durchs Gefild.
Kleiner und immer kleiner wird
der Streiter Zwischenluft,
Von Schlachtgeschrei und Rosseshuf
erbebt die hange Luft.

Zum wirren Knoten mischen sich
 die beiden Heere kraus,
 In dem lebendigen Knäuel pflügt
 des Todes Hippe graus.
 Vorwärts und rückwärts setzt den Tritt
 der wilde Schlachtentanz.
 Fernleuchtend strahlt darüber her
 der Bel im Sonnenglanz.
 Schau, wie der Syrer Übermacht
 sich auf die Mauer türmt!
 Am Abend war der Feind zerschellt,
 die trotzige Burg erstürmt.

* * *

Doch als beim letzten Dämmerchein
 Im Siegtrompetenchor
 Durch eine Leichendoppelwand
 der König ritt durchs Tor,
 Da lag der brave Fährderich
 todwund im Mauerbruch
 Und sterbend spie er seinem Herrn
 ins Angesicht den Fluch:

„Wer in des Todes Auge blickt,
 scheut Menschen nimmermehr.
 Die Fahne, die Du mit geliehn
 zum Heldenkampf, schau her:
 Gefälcht der Purpur, hohl das Holz,
 von Blech der goldne Bel!
 Betrug grinst aus dem Götterbild
 und aus dem Schaft rinnt Mehl!
 Nicht daß mich mein geliebtes Weib
 oder mein Leben reut.
 Hab' ich die Feinde je gezählt?
 Gefahren je gescheut?
 Der bleiche Tod im blutigen Feld
 geschieht dem Krieger recht.
 Doch sei der Ruhm von gutem Gold
 und sei die Ehre echt.“
 Sprach's, wühlte durch den Leichenpfuhl
 nach einem Speer und schoß
 Mit seiner letzten Lebenskraft
 den König tot vom Roß.

Die Prophetenwahl.

Einen Propheten für sein Volk zu wählen,
 Trat vor die Burg der ungeborenen Seelen
 Jehova. Öffnete das Geisterhaus
 Und gierig schwärmten die Gespenster aus.

„Folgt mir,“ versetzt' er, und mit festem Schritt
Führt er sie sämtlich vor ein Alptal mit.
„Seht zu, daß ihr den Gipfel nicht verfehlt,
Dort unten gähnt die Hölle. Also wählt!“

Die Mehrzahl taumelte den Todespfad,
Ein Häuflein stieg zum Himmel schnurgerad,
Ein andres tappte blindlings hin und her
Und fand den rechten Weg von ungefähr.

Doch einer strich, von Satanas verflucht,
Hart an der Grenze längs der Lasterchlucht,
Berock den Pfuhl, sog die verdorbne Luft,
Trank lüstern jeden giftigen Moderduft.
Kein Teufelsbrünnlein war so wenig rein,
Er tauchte jedenfalls den Daumen drein.
Bis endlich ihn sein kluger Witz bewog,
Daß er im Winkel plötzlich aufwärts bog.

„Der ist's,“ sprach Gott zum Engel Raphael,
„Die stärksten Seelen gehn am längsten fehl.“

Die „Literarischen Gleichnisse“ (Verlag von Albert Müller, Zürich) sind fast ausschließlich Satiren, die auf bestehende Verhältnisse anspielen, die die Schwächen, Torheiten und Kleinlichkeiten unserer staatlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Zustände und Einrichtungen aufs Korn nehmen. Sie sind voll Geist und Witz, voll des heißendsten Humors und von einer erstaunlichen Schlagkraft. Ein Beispiel mag dies zeigen:

Stroh im Ohr.

Das königliche Rectorat
Von Alexandrien, edlen Eifers voll,
Schrieb einstmal nach Athen an den Senat,
Um eine Statue des Apoll,
Daran die Theorie des Schönen
Zu lehren den befliss'nen Musensöhnen.
Infolge der Verpackung blieb, weiß Gott wieso,
Im Ohr des Gottes angeklebt ein Büschel Stroh,
Flugs demonstrierten die gelehrten Leute
Den tiefen Sinn, welchen das Stroh bedeute,
Und alle Künstler weit und breit im Land der Palmen
Mußten fortan ein Muster nehmen an den Halmen.
Doch wer aus Unvermögen oder Unvernunft
Das Stroh versah, den stieß man aus der Künstlerzunft.

* * *

Bis Ptolomäus Megas, der Gewaltige, Kühne,
Genialen Sprungs bestieg die Weltenbühne.
Sein Phöbus trug das Stroh im Nasenloche.
Davon datiert man eine neue Kunstepoche.

Die voriges Jahr erschienenen „Glockenlieder“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig) enthalten neben einer Anzahl sehr schöner Gedichte zuviel des Gefünstelsten und Ausgeklügelten, zuviel der gesuchten Originalität, als daß sie für die Beurteilung von Spittellers Schaffen ernsthaft ins Gewicht fallen könnten. An die Bedeutung der „Schmetterlinge“ oder gar der „Balladen“ reichen sie auf keinen Fall heran.

Die drei folgenden großen Hauptwerke Spittellers, die kosmisch-mythologischen Dichtungen haben alle das Dasein zum Gegenstand ihrer Darstellung. Nach Spitteler hat unser Dasein nicht die nötige Klarheit, die Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit, die ganze große Welt ist uns mehr oder weniger fremd oder spukt dann nur verworren in den Köpfen. Deshalb will er „das Bewußtsein ausweiten und die Vorstellung über die kosmischen Dinge bereichern“. Als Mittel zum Zweck dient ihm der Mythos, der es ihm möglich macht, das ganze Universum in den Kreis seiner Dichtungen einzubeziehen und „über die Wirklichkeit und Erdoberfläche“ zu gehen.

Am charakteristischsten, aber auch noch am unklarsten kommt des Dichters Sehnsucht, den ewigen Widerspruch der Welt zu lösen, für die unbegreifliche und schmerzliche Zwiespältigkeit unseres Daseins, für die immerwiederkehrende Frage „Warum“ und „Wie“ eine befriedigende Antwort zu finden in „Extramundana“ (Verlag von E. Diederichs, Leipzig) zum Ausdruck. Der Band enthält sieben mythische Darstellungen, die fast alle dieses Grundthema variieren. Als Ganzes genommen sind sie wohl zu dunkel und unklar ausgefallen, als daß sie einen starken Widerhall finden könnten. Der Verfasser hat neben zahlreichen Fußnoten dem Bande noch lange Erklärungen der einzelnen Mythen beigefügt, was bei einer voll anschaulich gewordenen Dichtung auf jeden Fall nicht nötig gewesen wäre. Dafür weist aber dieses Buch im einzelnen manchmal geradezu wundervolle Stellen auf, die allein schon genügen, den großen Dichter in Spitteler zu dokumentieren.

„Prometheus und Epimetheus“ (Verlag von E. Diederichs, Leipzig) ist das Erstlingswerk Spittellers. Der Grundgedanke ist der: Prometheus, der wie alle anderen mythologischen Gestalten des Verfassers mit der überlieferten Götterwelt Griechenlands kaum mehr als den Namen gemein hat, ist der in seinem eigenen Bewußtsein wurzelnde stolze Adelsmensch, der der Gemeinheit und Erbärmlichkeit der Welt gegenüber seine trotzig freie Seele bewahrt, der nicht „Heit“ und „Reit“ sagen will und lieber alle Qualen und Leiden der Ausgestoßenheit und

Abgeschiedenheit auf sich nimmt, als daß er seine persönliche Freiheit opfert. Epimetheus aber folgt den Gesetzen der allgemeinen Weltklugheit und des persönlichen Vorteils, er gibt die Freiheit seiner Seele, seine Individualität dahin, um König zu werden über die große Menge. Aber das rächt sich, denn die große Menge ist wandelbar und wer nicht auf sich selbst steht, wer wie sie und von ihr abhängig ist, lernt dies nur zu bald erfahren. So auch Epimetheus, dessen Reich durch Verrat und Gesinnungslosigkeit zerfällt. In seiner tiefsten Erniedrigung erscheint nun als Retter der, der allein hiezu noch fähig ist, Prometheus, der sich seine freie Seele gewahrt hat und dadurch über den Dingen, über dem Sumpf und Schmutz der Gewöhnlichkeit stand.

Abgesehen von der teilweisen Weitschweifigkeit und künstlerischen Zerfahrenheit des zweiten Teils erscheint auch in diesem Buche auf den ersten Blick vieles noch in mysteriöses Dunkel gehüllt, noch vieles „hineingeheimnist“. Sobald man sich aber, wie es jedes echte Kunstwerk verlangt, eingehend darein vertieft und es innerlich in sich aufgenommen hat, geht einem nach und nach die Größe dieses Dichtungswerkes auf. Man fühlt aus diesen Gedanken und Gleichnissen, die einem auf den ersten Blick als reine Abstraktionen erschienen, die tiefe Poesie, das seltsam Wirkliche und innerlich Erlebte heraus, es ist nicht mehr eine abgezogene Welt von nebelhaften Schemen und platten Allegorien, sondern etwas ganz Ursprüngliches und wunderbar Wahres. Dies ist es auch, was Gottfried Keller in dem schon erwähnten Briefe an J. B. Widmann „die selbständige Kraft und Schönheit der dunkeln Gebilde“ nennt, von denen er gerührt und erstaunt ist.

Was im Vorstehenden Allgemeines über „Prometheus und Epimetheus“ gesagt ist, das gilt in noch höherem Maße vom „Olympischen Frühling“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig), kommt in ihm in völlig abgeklärter und ausgereifter Form zur Darstellung. Wir wollen es gleich voraussagen, der „Olympische Frühling“ ist eines der größten, wenn nicht das größte Werk der ganzen Weltliteratur der letzten Jahrzehnte. Was uns in diesen vier Bänden an künstlerischen und poetischen Werten geboten wird, das ist in einem ganzen Buche nicht zu umschreiben, geschweige denn auf wenig Seiten. Freilich, mit Schulbegriffen darf man nicht an dieses Werk heran, es ist etwas so Originales, etwas so vollständig auf sich selbst Beruhendes, daß jede Schablone daran versagen muß. Diese gewaltigen Mythen und Göttersagen konnten nur in einem Gehirn entstehen, das völlig aus Eigenem schuf, das sich ohne jede Anlehnung in Höhen erhob, wo vor ihm noch kein Menschengenist dichterische Gebilde formte. Man schließe aber daraus nicht etwa auf eine allegorifizierende und schemenhafte Dichtung. Denn die Welt des „Olympischen Frühlings“ steht nicht in der Luft, ohne reale

Grundlage, sondern sie ist mit dem menschlichen Dasein durch die gleichen Ideen und Probleme, durch all die brennenden Fragen, mit denen wir ringen, verknüpft, alle diese Gestalten, Zustände und Vorgänge, die uns scheinbar so ferne gerückt sind, berühren uns sofort wie etwas Eigenes, weil sie aus dem Ewigen im Menschen geschöpft sind und zum Ewigen in uns reden. Das sagt auch sofort, daß nicht Einzelschicksale, nicht das Besondere hier dargestellt wird, sondern das Allgemeine, das Schicksal der Gesamtheit. Das Geschick der ganzen Welt liegt in diesem Werke, alles ist ins Typische, ins Große gesteigert. Mit welcher grandioser dichterischer Phantasie, mit welcher plastischen Kunst der Darstellung und Größe der Empfindung, mit welcher erstaunlichen Bildkraft und Schönheit und Belebtheit der Sprache dann Spitteler auch da zu gestalten weiß, davon mögen die folgenden Stellen eine Vorstellung geben. Sie stehen im dritten Band und sind dessen 5. Gesang „Apoll der Entdecker“ entnommen. Apoll fährt hier mit Artemis, seiner Freundin, im Sonnenwagen in den menschenleeren, unendlichen Weltraum hinaus nach Metakosmos, der glanz erfüllten schönen Überwelt, in die er erst nach einer schweren Prüfung Eintritt erlangt.

„Erreicht, erschwungen“ rief Apoll. Der Wagen stand,
 Gehemmt vom trotz'gen Querwall einer Wolkenwand.
 Verworrenes Geräusch, das wonnige Laute rief,
 Verriet ein holdes Rätsel, das dahinter schlief.
 Ueber dem Wolkenscheitel schwankt' ein Schemen auf:
 „Wer wagt zu diesem niebetreten Herd den Lauf?
 Nach welchem Ziele strebst du? was begehrt du hier?“
 „Zur Weltenkuppel hob mich Mut und Hochbegier,
 Und meine Sehnsucht sprach: zum Sieg oder Verderben.
 Was muß ich tun, sag an, mir Einlaß zu erwerben?“
 „Mit Gram und Sorge mußt du um den Schlüssel werben.“
 „Willkommen Sorg und Gram, der Schlüssel tut mir Not.“

„Ist's also, wohl! vernimm Bedingung und Gebot:
 Ein Bogen wird dir werden und ein scharfer Pfeil.
 Kein zweiter gilt; von diesem Einz'gen hoffe Heil.
 In dieser Wolkenwand, dem Auge unsichtbar,
 Befindet sich ein Zweck nicht breiter als ein Haar.
 Mit dunkler Ahnung muß der Treffer dir gelingen,
 So wird der Vorhang fliehen und die Pforte springen.
 Doch hast du deinen einz'gen Pfeil umsonst verschossen,
 Kehr um, zieh heim; auf ewig bleibt das Tor verschlossen.
 Auf jetzt: Greif zu! Versammle deine Seelenangst,
 Ob du's errätst, ob du's erzweifelst und erbangst.“

Nach diesen Worten flogen Pfeil und Bogen her.
 Als er den Bogen aufnahm, seufzt Apoll „Wie schwer!“
 Als er den Pfeil auflegte und die Sehne strengte,
 Beschlich ihn Zweifel, der sein Urteil trübt' und mengte.

Als er die Arme zum Entscheidungsschuß erhoben
 Und sah nicht Ziel noch Zweck, nicht unten und nicht oben,
 Zur Linken keinen Deut, und rechts nicht Wink noch Rat,
 Wankt' er enttäuscht zurück „Ich taug' nicht zur Tat.“
 Wohl rafft' er reuig den Entschluß von neuem wieder.
 Doch immer sanken Mut und Arm ihm kraftlos nieder.
 Bis daß zuletzt Verzweiflung ihm den Willen lieh.
 Die Waffe legt' er aus den Händen, fiel aufs Knie,
 Neigte das Haupt, verhüllte sich das Angesicht,
 Und eine Weile regt' er sich und rührte nicht.
 Und als er wiederum die Stirn dem Tag vertraute,
 Da war's ein Mann, der aus dem Jünglingsantlitz schaute.

Plötzlich ein Griff, ein Sprung. Und vom gespannten Bogen
 War Blick und Pfeil zugleich der tapfern Tat entfliegen.
 „Weh mir und Mitleid! fehlt' ich?“ frug der Schütze bang.
 Doch sieh, da schwankte, teilte sich der Wolkengang,
 Und aus dem Schleier trat, gleich einer Jungfrau hold,
 Das Land der Oberwelt in Glück und Farhengold.
 Ein Wald von Blumen, ein Vulkan von Schmetterlingen
 Und Berg und Täler, laut von Silberquellenspringen.
 Die Hände reichten sich, ergriffen, inverschwiegen
 Apoll und Artemis, worauf ans Land sie stiegen.
 Und sieh vom Berg gebieterisch den Schemen nahn,
 Dess' Schatten auf dem Wolkengipfel jüngst sie sahn.
 Er sprach, die Hände auf Apollens Scheitel faltend:
 „Als dieses Landes König, meines Amtes waltend,
 Das mir gebührt, erklär' ich laut und feierlich:
 Mit Metakosmos' Inselreich belehn' ich dich.
 Gebirg' und Täler sollen deinen Namen tönen,
 Apoll. Jetzt aber, Sieger, laß vom Ruhm dich krönen:
 Dreifach, Apoll, ist deines Ruhmes Fürstenkrone:
 Du hast's geglaubt, das zeugt, daß Ad'el in dir wohne.
 Du hast's gewollt, das spricht, daß Heldenmut dich stählt,
 Du hast's gekonnt: du bist aus Tausenden erwählt.
 Nunmehr tritt ein, folg deinem Wunsch, lustwandle frei.
 Ich grüße dich, mein Werk ist all, mein Amt vorbei!“

* * *

Und es geschah um dieses Tages Mitternacht
 Da sprach zu sich, aus traumbegabtem Schlaf erwacht,
 Apoll: „Welch geistlich Singen durch den Mondenschein
 Haucht aus der Höhe atmend in mein Herz hinein?
 Ich kenne diese Sprache, heimatlich bekannt,
 Und diese treue Stimme, herzlich anverwandt.“

Und sieh, im Sternenhäus, vom Schlummergeist enttragen,
 Die Freundin Artemis, stehend im Mondenwagen.
 Schlafwandelnd lenkte sie durch schwindelhafte Räume
 Die blinde Fahrt. An ihrem Mantel hingen Träume;

Phalänen huschten um die Räder. Und von ferne
Folgt in leisem Zuge die erstaunten Sterne.
Die Lippen öffnete die Heldin unbewußt,
Die Zunge sprang, ein Hymnos quoll ihr aus der Brust:

„Ich kann es nicht verschweigen, kann es nicht verschließen,
Ich jauchz' es in die Welt, und mag's die Welt verdrießen:
Es überhebt sich mir das Herz, es prokt, es prahlt,
Weil meine Schläfen Sieg, die Schultern Ruhm umstrahlt.
Nicht zwar für eigenes Verdienst aus meiner Kraft,
Von einem Andern, Bessern zieh ich Lehenschaft,
Von dem ich eitel bin ein matter Widerschein,
Das ist mein Herr, mein Lehrer und Gebieter mein.
Ein Nar an Ungestüm, ein Deu an heft'ger Stärke,
Doch nicht zu Haß und Hader, zum lebend'gen Werke.
Versöhnung lächelt, wo sein Augenblick geruht,
Und was sein edler Finger stiftet, das ist gut.
Und fragst du nach dem Namen, wer der Große wäre,
Du Tor, von wem erzählt die Oberwelt die Märe?
Wes Lobes ist der Himmel und die Erde voll?
Wem beugt sich selber König Zeus? Sprich aus: Apoll.
Du dort, zurück! Kriech' in den Winkel, winz'ger Wicht.
Schamloser Däumling, mit Apoll vergleich dich nicht.
Umsonst, daß du die Zehen streckst, den Nacken steiffst,
Erst kniest du. Alsdann Sorge, ob du ihn begreifst.
Doch mir, wie mochte solche Gnade mir geschehn?
Ich darf ihm aufrecht in die stolzen Augen sehn.
Zawahr! er duldet mich. Er zürnt nicht „fort von hier“
Nein „Freundin, Freundin“ gönnt des Helden Zunge mir.
Drum jauchzt mein Herz, drum muß mein Hochmut überquellen.
Wo ist ein Wort, ein Ton, es durch die Welt zu gellen?“
So sang für sich im Traum die hehre Schläferin,
Mit blinder Hand den Wagen steuernd vor sich hin.
Apoll vernahm's und heimlich einen ew'gen Bund
Schloß er mit Artemis im tiefsten Herzensgrund:
„Ich fahre mehr in keine stolze Höh und Weite,
Du ständest denn mit deinem Glauben mir zur Seite.

Ja, wahrlich ja. Und hoffe niemand zu entzweien,
Die einst ins Tal Eidophane geblickt zu zweien.“

Bevor wir die Bedeutung von Spittellers Poesie in ihrer Gesamtheit in Erwägung ziehen, müssen wir noch eines Momentes gedenken, das in den meisten seiner Werke stark ausgeprägt zum Ausdruck kommt und wie Grundwasser darin immer wieder aufquillt: seine Weltanschauung. Manchmal tritt diese Weltanschauung so stark hervor, daß die betreffenden Werke fast nur mehr als Gefäße für sie erscheinen, so z. B. in „Prometheus und Epimetheus“, in den „Literarischen Gleichnissen“, den

„Balladen“ usw. Freilich gereicht ihnen der starke und meistens sehr subjektive Ausdruck dieser Weltanschauung keineswegs zum Nachteil, denn es ist die Weltanschauung eines für alles Hohe und Wahre erglühten Menschen, der mit allen Mitteln des Hohnes, des Spottes und der Verachtung gegen die Dummheit und Gemeinheit, gegen die Heuchelei, Gespreiztheit und konventionelle Unwahrheit der Welt zu Felde zieht. Am bezeichnendsten ist für ihn in dieser Beziehung wohl das Gedicht, das am Schlusse der „Balladen“ steht und „Schlechte Gesellschaft“ betitelt ist.

Kam eines Mannes Seele jüngst gegangen,
 Der Erde Licht und Leben zu empfangen.
 Im Tale Josaphat am Brückensteg
 Vertrat ein Abgeschiedner ihm den Weg.
 „Halt ein! Wohin?“ Der Neuling sprach verwundert:
 „Wieso? Warum? Ins wählende Jahrhundert.“
 „Du könntest, darf ich meinen Rat empfehlen,
 Dir eine bessere Gesellschaft wählen.“

Es ist kein Mannesmark, es ist ein Teig,
 Mit Fäusten tapfer, an Charakter feig.
 Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitzt,
 Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blizt.
 Duckmäuser, hinter die Moral versteckt,
 Blinzelt ein jeder pfiffig nach Respekt.
 Mit Anstand ist ihr Muckerherz befracht;
 Heucheln, das Wort klingt schlecht, drum nennt man's Takt.
 Mit Öl und Andacht salben sie ihr Haupt
 Vor einem Gott, an welchen keiner glaubt.
 Prüd bis zur Zehe, bis zum Molekül,
 Entbehren sie das erste Schamgefühl,
 Das Schamgefühl, den Spiegel vorzunehmen,
 Um vor der Weltgeschichte sich zu schämen.
 Denn, was erstritten unsrer Väter Taten,
 Das haben sie verschächert und verraten.
 Ich würd' mir's doch noch einmal überdenken.
 Und in ein redlicher Jahrhundert schwenken.“

Die Frage, welche Bedeutung Spitteler für unsere Zeit habe, ist schwer zu beantworten. Denn erstens steht er uns in seinen Hauptwerken noch zu nahe, um bereits einen sichern historischen Überblick zu gewähren, und dann glaube ich, daß unsere Zeit noch gar nicht genügend spitteler-reif ist, um ihn voll verstehen und würdigen zu können. Ein kommendes Geschlecht wird in dieser Beziehung in ihm immer neue Werte entdecken, wird ihn immer höher schätzen lernen. Solche eigenwillige und ursprüngliche Künstlernaturen, wie er eine ist, brauchen ja in der Regel ein

ganzes Menschenalter oder noch mehr, bis sie sich durchgesetzt haben, bis ihre Ideenwelt in den geistigen Besitz der Allgemeinheit übergegangen ist.

Vorläufig scheint mir seine Hauptbedeutung in eben dem Neuen und Originellen, in den durch seine Ursprünglichkeit der Welt gegebenen frischen Werten zu liegen. Während die „Modernen“ sich abmühten, aus dem Epigontum herauszukommen, während sie in ihrer nervösen Hast und Unruhe jeder Sensation nachliefen, sich in allerlei Sadgassen verrannt und zuletzt in der trostlosen Öde eines platten Naturalismus oder dann in der unklaren, schwülstigen Symbolik des Neuromantismus stecken blieben, hat er unser Dasein in ewigen Gleichnissen festgehalten, hat er in harmonischer Durchdringung unsere ganze Innen- und Außenwelt über die Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit hinaus zu typischer Bedeutung empor gehoben.

Noch eines dürfen wir nicht vergessen: des Dichters Persönlichkeit, die die Treue gegen sich selbst trotz aller feindlichen Mächten unerschütterlich bewahrte. Der Spitteler, der vor einem Vierteljahrhundert „Prometheus und Epimetheus“ schuf, ist genau der gleiche, wie der des „Olympischen Frühlings“. Die Literaturmoden kamen und gingen, erkehrte sich nicht daran, machte weder nach rechts noch nach links Konzessionen, sondern ging auf seiner einsamen stolzen Höhe seinen einsamen stolzen Gang, vielleicht mit blutendem Herzen, denn es ist nicht leicht, das Beste in sich mißachtet oder gar mit Füßen getreten zu sehen. Ruhig hat er seine Werke „in den unermesslichen Abgrund der Zeit geworfen“ und hat gewartet, bis sie daraus wieder hervorgehen, bis seine Stunde kommen würde. Als Arnold Böcklin siebzig Jahre alt wurde, sandte ihm der schweizerische Bundesrat folgenden Glückwunsch:

„Die Freude, daß Sie in fortgesetzter Ausübung hoher Meisterschaft edler Kunst das siebzigste Jahr erreicht haben und als glücklich ans Ziel Gelangter dastehen im vollen Sonnenglanze eines Ruhmes, der weit über die helvetische Grenzmark hinausstrahlt, diese Freude wird nicht zum wenigsten auch von der Behörde geteilt, der es gestattet ist, bei solchem seltenen Anlasse im Namen des ganzen schweizerischen Vaterlandes zu sprechen.

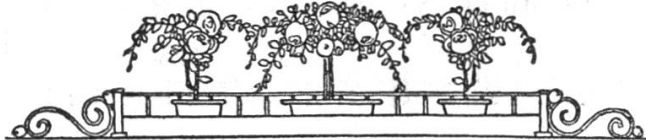
Mag Ihre Kunst, in der die Natur so wundersam Seele gewonnen hat, immerhin der ganzen Welt angehören und von den Völkern des Auslandes Ihnen frohe Huldigung dargebracht werden —, wir können und wollen es nicht vergessen, daß Sie ein Sohn unseres Landes sind und bleiben und daß Sie dies namentlich durch den stolzen Unabhängigkeitssinn bekundet haben, der Sie in Zeiten, als Ihre neuartige Kunstausbübung fast allgemein mißverstanden wurde, ruhig und zuversichtlich Ihren eigenen Weg gehen ließ. Diese unbekümmerte, furchtlose Mannestugend, wie sehr sie auch in Ihrer Persönlichkeit wurzelt, ist zugleich die wünschenswerteste Eigenschaft des wahren Republikaners. Tausend schlichten Bürgern, deren Name nicht genannt wird, ist sie ebenfalls eigen. Aber indem sie in Ihnen mit dem glücklichen Genius eines großen Künstlers sich verband, ist sie zum glänzenden Beispiel geworden.

Wir danken Ihnen dafür, hochverehrter Meister, wie für alles, was Sie zur Freude der Menschen und zum Stolz Ihres Vaterlandes hervorgebracht haben.

Möge dem mit so reichen Früchten gesegneten Herbst Ihres Lebens noch lange eine freundliche Sonne leuchten!"

Das gleiche Schreiben dürfte man schon heute auch an Spitteler senden, dessen Persönlichkeit wieder einmal beweist, daß zu einem wahrhaft großen Künstler auch ein wahrhaft großer Mensch gehört.

F. D. Schmid.



Unterwegs.

Ein Reisefragment.

Berfaserte Wolkenbänder trieben am verstürmten Himmel, grau und lila, und ein heftiger Wind empfing mich, als ich am Vormittag nicht zu früh meine Weiterreise antrat. Bald war ich oben auf dem Hügelkamm und sah das Städtchen, das Schloß, die Kirche und den kleinen Bootshafen wieder eng und spielzeughast am Gestade unter mir liegen. Schnurrige Geschichten aus den Zeiten meines früheren Hierwohnens fielen mir ein und machten mich lachen. Das konnte ich brauchen, denn je näher ich dem Ziel meiner Wanderungen rückte, desto befangener und schwüler wurde mir, ohne daß ich es mir gestehen mochte, ums Herz.

Das Gehen in der kühlen sausenden Luft tat mir wohl. Ich hörte dem ungestümen Winde zu und sah im Vorwärtsschreiten auf dem Gratsteig mit aufregender Wonne die Landschaft weiter und gewaltiger werden. Von Nordost her hellte der Himmel auf, dort hinüber ward die Aussicht frei und zeigte lange, bläuliche Gebirgszüge in großartiger Ordnung aufgebaut.

Der Wind nahm zu, je höher ich kam. Er sang herbstlich toll mit Stöhnen und mit Lachen, fabelhafte Leidenschaften andeutend, neben welchen unsere nur Kindereien wären. Er schrie mir nie gehörte urweltliche Namen ins Ohr, wie Namen alter Götter. Er strich über den ganzen Himmel hinweg die irrenden Wolfentrümmer zu parallelen